

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

101 (1.5.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Karlsruhe, 1. Mai

Nummer 101 — 1915

Brüsseler Erinnerungen.

Von Bruno Schönank.

Ich kenne nur das Brüssel vor dem Kriege. Die Erinnerungen aber, die mich mit dieser Stadt verknüpfen, leuchten in so lebhaften Farben, daß meine Gedanken des öfteren sehnsüchtig durch ihre Boulevards und Parks, ihre Plätze und Märkte, ihre Straßen und Gassen streifen. Es ist mir dann, als ob aus dem geheimen Dunkel meines Erlebens sich Bilder lösteln, die eine Zeitlang sich zitternd festhalten lassen, um dann wieder zu zerflattern und zu zerfliegen.

Welch ein Zauber über dem Grande place, wenn die Frühlingssonne über den zahlreichen Blumenständen mit ihren Tulpen, Veilchen und Rosen spielte und der Erzengel Michael auf dem feingegliederten Kathedraleurm golden erglänzte. Unberührt von der zitternden Unrast, dem Lärm und Hasten der Boulevards, lag der Markt wie eine stille, schöne Insel im brandenden Großstadtmeer. Ein glänzendes Stück Altbrüssels ist dieser Markt, in dem der heiße Odem der Junfthaus und des Aufrubs und der derbe Luftstempel vergangener Zeiten noch zu wehen scheinen. Er sah die Hinrichtung der niederländischen Geusen Egmont und Horn, er sah den brokatenen Zauber höflicher Feste und die blühenden Wägen empörter Bürger. Ein Platz, der mit seinen stolzen Wahrzeichen, dem figurischen Rathaus, dem edel geschwungenen Brothaus und mit seinem gieblichen alten Junfthaus in seiner eigenartigen Schönheit wie ein Wunder wirkt.

Und ich wandere durch enge Straßen und Gassen, vorbei an schmalbrüstigen Häusern mit dunklen, geheimnisvollen Toreingängen zum Place de la Chapelle. Hier feisen Fischweiber und dreien in flämischer oder schlechtem Französisch ihre Waren an. Tag für Tag bis in die Nacht stehen hier die Pfahlmuschel- und Samedenverkäuferinnen und verkaufen zum sofortigen Ginunterkäuf ihre Muscheln oder die in einem scharf gewürzten Salzwasser gefochten Sameden. Der Muschelgeruch, der mich immer an den Meeresstrand erinnert, mischt sich mit dem süßen Duft der in Fett gebratenen feinen Kartoffelschnitten, den dommes frites. Und wenn die Fischweiber ihre muskulösen Arme hochstrecken und in den silbrigen Schatz ihrer Seeische langen, dann ist es, als ob die von den flämischen Meistern so farbig gezeichneten Volksfiguren mit all ihrer Fleischfarbigkeit und robusten Kraft wieder lebendig geworden wären. Merkwürdig, daß mich jeder Platz immer wieder an ein schielendes Muschelweib erinnert, das mich mit ihren Wänden so bannte, daß ich wie hypnotisiert mir für etliche Centimes eine Unmenge Pfahlmuscheln aufmachen ließ, die ich mit einer Zitrone verschluckte. Erst dann schien sich der Bann gelegt zu haben. Doch immer, wenn ich den Platz besuchte, ging ich mit einem Gefühl von Selbstbeschämung und ein wenig Angst in weitem Bogen an ihm vorbei. Place de la Chapelle befindet sich schon inmitten der Altstadt mit ihren alten dumpfen Häusern, die früher ein freies Bürgerium beherbergten mochten und wo jetzt zum größten Teil das ärmste Proletariat haust, ist mit dessen Leben und Treiben der Begriff der Rue h a u t e unzertrennlich verbunden.

Rue haute, die hohe Straße, eine langgestreckte Straße voll von kleinen Tanzlokalen und Schnapsbesseln, von Kinematographen und Bierwirtschaften. Eine Straße, in der das Glend in Lumpen und bunten Plättchen wohnt, ein hohes Lied der Trunksucht und des Dirnenlebens. Und doch, trotz allem, voll ungezügelter, noch ungebrochener Lebenskraft.

Tagelang, nächstelang fingt diese Straße ihr Gassenlied rohen Lebensgenusses. Nicht die geringste Schuld trägt daran die lange Arbeitszeit in den belagerten Fabriken, für die als Gegengewicht ein großer Teil der Arbeiter in einem blauen Montag sein Heil sucht. Die arme Bevölkerung der Altstadt besieht zum größten Teil aus flämischen Volksstämmen, was eine andere Ursache der wilden Lebensfreude sein mag. Mir ist eine Szene aus Rue haute, noch in Erinnerung, als hätte sie sich gestern ereignet. Inmitten von all den Tanzlokalen hatte auch die Heilsarmee ihre feierlichen Fortoren aufgemacht. Mit Pauken und Trompeten und religiösen Liedern nach Gassenbauermelodien lockte sie die schau- und hörlustige Menge nach vielem Widerstreben hinein. Ich folgte und hörte mir die in flämischer und französischer Sprache gehaltenen Ansprachen mit an. Da, mitten in einer Befehrszene, klingt draußen mit tollem Wirbel die Musik flämischer Musikanten, das gräßliche, leider auch nach Belgien exportierte „Puffen“ schallte bis in den Saal. . . der „Befehre“ sich losreißen, die ganze Versammlung hinauszuführen, um draußen auf der Straße mitzutanzten, das war das Werk weniger Sekunden.

Die verdunkelten Gesichter der paar zurückgebliebenen Heilsoldatinnen sind ebenso schwer zu beschreiben, als das wilde, nun folgende Treiben auf der Straße. Nachtmusik. Wie die Rollen blauen die Trompeten in ihre Instrumente, die Fackeln werfen flackernde Lichter. Die kleinen Jungen und Mädchen tanzen inmitten Erwachsenen. Selbst die Alten und Unbeholfenen klappern mit ihren Holzschuhen. „Puffen“, dann „Marquerite“. Die Straße hinauf und hinab dreht sich der bunte Schwarm stundenlang, um dann in den Destillen oder Tanzlokalen sein Treiben fortzusetzen. Tanzlokale. Kleine Räume mit Drehorgeln und gärrer mit Orchestrions. Orques de barbarie nennt sie der Volksmund. Dirnen, Zubälter, Arbeitsmädchen, Fabrikarbeiter, in wildem Wirbel drehen sie sich für etliche Centimes herum. Rote Blut überläuft die bleichen Gesichter, Alkohol und Tanz erzeugen ein lärmendes und singendes Vergessen. Durch dicke Zigarettenqualm, durch Dunst und Qualm, Musik und Tanzen schwebt und trillert das Nachen aufgepeitschter Sinnlichkeit.

Die billigen Cinemas der Altstadt bieten schreiende Verbrechergeschichten, sentimentalen Stütz. Doch in ihnen, wie in den vornehmen Boulevards die Freude an Geräuschen. Eine kleine Theaterregie ist am Werke: Donner, Meeresrauschen, Gewehrfeuer, Automobilmotoren, Pferdetrappel und ähnliches mehr muß die Bilder lautlich unterstützen.

Boulevard oder Straße der Altstadt, beide haben sie ein rauchendes Straßenleben gemein. Fast noch mehr wie der Pariser verbringt der Brüsseler seine Zeit außerhalb seiner Wände, auf den gepflasterten oder asphaltierten Bürgersteigen. Die großen Cafés wie die kleinen Wirtschaften stellen ihre Tische weit auf die Straße. Ein schillernder Lebensstrom von Eleganz und Armut, Freude, Leid und nervöser Hast, intensiven Lebensgenusses braust und flutet bis tief in die Nacht hinein durch die Boulevards, um erst nach Mitternacht langsam zu verebben.

Wie doch die hunte Reihe der Erinnerungen wieder auflebt, ich sehe wieder, wie in jener Frühlingsnacht, vor der stolzen gotthischen Kirche, der Saint Gudule. Ich streife durch die flämischen und wallonischen Vorstädte. Die Avenue Louise entlang wandere ich zum Bois, den mit prächtigen Bäumen bestandenen Waldpark. Ich sehe wieder im Maison du peuple, dem Volkshaus, und horche auf die Erzählungen geisterter Christensen in der „deutschen Ecke“. Und ich erlebe wieder den stolzen Wahlrechtskampf der belgischen Arbeiter. Wie eindrucksvoll war der Meinung der Brüsseler im vorigen Jahre. Woran die Arbeiterkinder, le enfants du peuple, mit ihren roten Schleifen, dann die Menge der Männer und Frauen, wir zogen durch die Straßen, Gassen und Boulevards — ein schier endloser Zug! Die Maisonne meinte es so gut und kühte und freilich die wogende Menschenmenge. Vor dem Brüsseler Volkshaus und auf dem Place du Sablon stauten sich die Menschen. Ansprachen in flämischer und französischer. „Maudite soit la guerre“. Verflucht sei der Krieg! Und dieses Zittern und Straffen in den Arbeitergesichtern, die der belgische Bildhauer Remunier so meisterhaft gestaltete. Dieses Weisfalsubeln eines heiligen Gelübdes zum Sozialismus.

Und ich fahre mir über meine Augen, wie nach einem jähren Erwachen. Ist der furchtbare Krieg, der über die Völker hereinbrochen, nur ein schwerer, schwerer Traum, vor dem ich schaudernd aufspringe? Doch die Wirklichkeit predigt zu eindringlich und meine Gedanken wehen wehmütige Erinnerungen an vergangene Zeiten. Doch im Innersten meines Herzens brennt noch wie damals das heilige Feuer der Menschenliebe. Und wie in mir, so in vielen Hunderttausenden anderen. Und diese heilige Mut wollen wir schüren, daß in ihren Flammen die Menschheit wie der Vogel Phönix neuer und schöner hervorgeht.

Aus feldpostbriefen.

* **Galgenhumor.** Ein Angestellter des Bergarbeiterverbandes, der als dreizehnjähriger Landknecht in Russisch-Polen kämpft, schreibt: . . . Lieber Kamerad! Lachen würdest Du, könnte ich mich in meinem jetzigen Habitus vor Dir produzieren. Seit fünf Wochen nicht rasier, auch nicht gebadet, oberflächlich gewaschen nicht mehr seit vier Tagen, in einem Anzug, in dem man a l l e s macht und der trotzdem keine Würste kennt. Stelle Dir, bitte, eine solche Galadrez vor! Eine Sau ist mit mir zu vergleichen eine nette und adrette Dame. Und doch: e i n Krost ist mir geblieben! Wir sind nämlich alle egal bredig und verwildert, nur in der mehr oder minder würdevollen Körper- und Rosenhaltung offenbart sich die soziale Stellung des einzelnen etwas. Aber sonst! Könnte ich besser nach dem Leben zeichnen. Du könntest Stützen zu sehen bekommen! Wenn zum Beispiel ein einem hübschen Respektbändchen gebadeter Lehrer, der zu Hause seinen Schülern die Sauberkeit als höchste Bürger tugend pries, auf einem fangig gestellten Piegeltuch neben dem Mist sitzt, das Kochgeschirr zwischen den Armen und, mangels eines Ehebettes, mit den dreedigen Fingern die Fleischbroden aus der Graupensuppe frisst. Oder wenn Du sehen könntest, andere behäbige einstige Stammtischphilister, wenn sie zum Futtern ihren Löffel aus dem Stiefelschaft ziehen und damit ihren Schnaps leeren, der nach Erbsen, Bohnen, Reis, Rumpstisch und Graupen, kurz nach allem schmeckt, was es hier seit vierzehn Tagen gibt! So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage! Mach Dir einen Vers draus!

* **Die Feldküche im Granatfeuer.** Die Verpflegung der sechenden Truppe im September war sehr schwierig, umso mehr, da Feldküchen, wie wir sie heute besitzen, damals den Landwehrtruppen noch fehlten. Erst allmählich gelang es, Lebensmittel heranzuführen. Die Zufahrtswege zur Gefechtsstellung wurden heftig mit Granaten und Schrapnell beschossen. Sobald sich auf der Straße, die durch . . . führt, Fußwerke zeigten, eröffnete der Feind das Feuer. Ein mühtiges Verhalten legte der Wigenfeldweibel Radmacher aus Kofferbüchse von der 6. Kompanie des Rhein. Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 16 an den Tag. Als er in . . . ankam, wurde das Dorf wieder mit Granaten förmlich übersüttelt. Kurz vor ihm erschlug eine Granate vier Pferde, und es erschien fast unmöglich, das Essen zur Stellung zu bringen. Radmacher wollte aber die Kameraden nicht Hunger leiden lassen, er rief seinen Leuten zu: „Die Jungen müssen Essen haben, koste es was es wolle, vorwärts!“ Er kam auch glücklich durch und die 6. Kompanie war die erste, welche nach Tagen größter Entbehrungen wieder regelmäßig verpflegt wurde. Radmacher, dem es nicht gelungen war, Anschluß an die Vagabundkolonnen zu finden, hatte in der vorausgehenden Nacht aus eigenem Antrieb in . . . und in . . . drei Boden lassen und konnte so den ersten dringenden Bedarf decken. Bald folgten auch die andern Kompanien mit regelmäßigen Zufuhren. W.L.B.

Vermischtes.

* **Das Mauertränken.** Der Kriegswinter 1870 war ein sehr harter. Die französischen Flüsse, soweit sie nicht ganz zugefroren waren, trieben mit schweren Eiskücheln. Da hatten unsere Pioniere, die eine Pontonbrücke über die Marne geschlagen hatten, Tag und Nacht schwere Arbeit, um die Eiskücheln abzuwehren und die eingelenen Stütze mit Booten unter der

Brücke durchzubugieren. Manch unfreiwilliges Bad wurde dabei genommen. Da war es denn ganz natürlich, daß die Mannschaft, die zur Ruhe abgelöst wurde, nichts schärlicher begehrte als ein warmes Unterkommen und einen warmen Trunk. Auf ganz verschmitzte Weise hat der damalige Pionierleutnant L i s m o n n, jetzt ruhmgelörter kommandierender General, beide Erfordernisse vereint erfüllt. Er ließ nämlich in der Nähe der Marne eine Unterkunfthütte bauen, deren Wände völlig aus mit pulverisiertem Kaffee gefüllten Säcken bestanden. Diese waren einer in der Nähe befindlichen Kaffaomühle entnommen und gewährt, da gut für Dach und Tür gefordert war und ein eiserner Ofen immenwährend darin brannte, eine schöne warme Unterkunft. Wer nun vom Kampf mit den Eiskücheln heimkam, nahm sein mit siedendem Wasser gefülltes Kochgeschirr vom Ofen, zog das Taschmesser, bohrte damit in die Stütze und ließ von dem darin enthaltenen Stoff in den Kessel laufen, rührte um und hatte ein köstliches Getränk. Wochenlang labte das „Mauertränken“ die modernen Pioniere. Die Uebergabe von Paris hinderte sie daran, sich völlig durch die Mauer hindurchzutrinken.

* **Nideles „Friedensweisagung“.** Niermal nacheinander in wenigen Tagen habe ich mir die Geschichte erzählen lassen; man konnte doch den Leuten die Freude nicht verderben, wenn sie, schmunzelnd über ihre Neuigkeit, fragten:

„Hast du schon gehört, daß am 28. Mai Friede wird?“

„Was du sagst!“

„So weißt du noch nicht von Prof. Gallers Nidele? Zu der sagte im Frühjahr 1914 Prof. Gallier in Tübingen: „Nidele, im Juli und August verreise ich.“ Darauf antwortete das Nidele: „Herr Professor, das tun Sie nicht, denn am 2. August gibt's Krieg.“ Prof. G.: „Wenn das wahr ist, bekommen Sie 50 M.“ — Am 2. August kam der Krieg und das Nidele erhielt die versprochene Summe. Dabei fragte sie ihr Herr: „Wenn Sie schon getraut haben, wann der Krieg kommt, wissen Sie denn auch, wann Friede wird?“, worauf prompt das Nidele: „Ja, freilich, am 28. Mai.“ Prof. G.: „Wenn das wahr ist, dann bekommen Sie 100 Mark!“ Nidele antwortete: „Die müssen Sie mir aber gleich geben, denn ich sterbe am 12. Febr.“

„Und ist sie wirklich gestorben?“

„Ja, am 12. Februar ist sie gestorben und am 15. Februar in Tübingen beerdigt worden.“

„Ist auch wirklich wahr?“

„Aus bester Quelle, A. hat mir erzählt, der hats von seinem Vetter, der's selbst aus dem Mund von Prof. G. erzählen hörte.“

Ein andermal ist's nicht Professor Gallier, sondern Prof. Hed aus Tübingen, der hat in Münden einen Bruder, der . . . usw., wieder ein andermal ist's eine Z i g e u e r i n gewesen, die dem Pfarrer von Waldshut sagte . . . usw. In Lübeck war Pastor D., dem eine Konfirmantin . . . usw. Aus der Gegend von Offenburg las ich, es sei ein kranker Knabe von Schutterwald gewesen . . . Selbst in der neutralen Schweiz hat nach einem Bericht der Deutschen Wacht vom 14. Februar 1915 eine „alte Frau in der Sächsischen Schweiz prophezeit . . .“ — Ganz dieselbe Geschichte, nur mit dem Unterschied, daß der Friede schon am 27. April geschlossen werden soll, und daß die Frau am 9. Januar gestorben ist.

„Nun frag mich doch zu interessieren an. „Wenn das wahr wäre!“ Man sollte doch einmal nachfragen! Das Schweizer Dauernweibie konnte dabei füglich ausscheiden, denn an den 27. April konnte auch der größte Optimist nicht mehr glauben, aber die andern!

Und die Briefe wanderten nach Nord und Süd. Rasch, wie sonst selten, liefen die Antworten ein. Sie sind profaisch, lieber Leser, aber vielleicht interessieren sie dich doch. Pastor D. in Lübeck, „kann sich nicht denken, wie er zu der Ehre kommt“; der Pfarrer von Waldshut, „weiß von der Sache kein Wort“; Professor Gallier hat die Geschichte nicht erlebt und hat sich weder ein Nidele, das er nicht hat, noch sonst jemand über den Krieg weisungen lassen; und Prof. Hed, „konnte deshalb nicht bei seinem Mündener Bruder anfragen, weil er einen Bruder überhaupt nicht hat“. Du siehst, 's ist wenig, was wir erfahren, und nicht das, was vielleicht viele wünschen; dafür ist mir, wie ich die Briefe vor mir hatte, jener alte Philosoph eingefallen, und seine Freude, mit der er ausrief: „Ich weiß, daß ich nichts weiß!“

Heiteres.

Aus der Älter Kriegszeit.

Ein Arzt schreibt aus dem Felde: Viel „Kriegsgruel“ beruhen nur auf Einbildung. Ein kleines, selbsterlebtes Beispiel. In einem Haus für ein Wundgeschwulst und Geschrei. Ich habe nach. Ein weibliches Wesen, dem gefährlichen Alter nahe, und ein bayrischer Trainoldat. „Was gibst?“ — „Il veut un baiser!“ (Er will einen Kuß, sagt sie). — „In Wessen wui (will) il?“ sagt er. Ich kläre das Mißverständnis auf, worauf sie lacht. Er aber sagt, man hätte ihm noch etwas dazu sagen müssen, wenn er dem Weibsbild ein Bußel hätte geben sollen.

Die Gefangenen. Ein preußischer Wachmeister hatte gefangene Russen zu bewachen. Aber seine Uebermüdung ist zu groß. Er fällt um und schläft ein. Entsetzt fährt er morgens aus dem Schlaf — ob die Gefangenen nicht entwichen sind? Er schaut nach, traut seinen Augen kaum: es sind 120 mehr als es am Abend waren. Die haben sich aus Gefangenenlager herangeflüchten und lassen sich gefangen nehmen. Sie wissen, bei den Deutschen geht es ihnen besser als daheim.

Der Feldweibel macht alles. Am einen der letzten Sonntage war Gottesdienst für die Truppe in der Kirche von . . . angefangen. Die . . . Kompanie hatte den Auftrag, für das Kirchengeläute und für einen passenden Chorgesang zu sorgen. Der Feldweibel läßt seine Kompanie antreten, ruft „alle musikalischen Leute vor die Front!“ „Drei Mann vom rechten Flügel, zum Glockenläuten kommandiert. Uebrig nummeriert euch! Nummer 1 bis 10 erster Tenor, 11 bis 20 zweiter Tenor, 21 bis 30 erster Bass, 31 bis 40 zweiter Bass, Uebrig eintreten!“ Der so ausgezogene Kirchenchor soll seine Sache ganz famos gemacht haben. (Eimpl.)

Vorsicht. Gerhards Wäterschen muß in den Krieg ziehen. Diese Tatsache ist befremdlich, aber auch sehr interessant für unsern kleinen Ruben. Er weicht dem Vater nicht von der Seite, als dieser seinen Koffer packt. — „Nimmst du auch was mit für die kleinen Russen?“ fragt er dann plötzlich. — „Ja, mein Junge, für die ganz, ganz kleinen Russen.“ antwortete der Vater und ist gerade dabei, eine Döte — Infestpulver in den Koffer zu tun.